

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 142.

Berlin, Donnerstag den 27. November

1845.

England.

Sir Robert Peel und der Stand der Parteien in England.

Der französische Deputirte Duvergier de Lauranne bespricht in der Revue des deux Mondes in einem sehr ausführlichen Aufsatz den Stand der Parteien in England, so wie die Parlaments-Behandlungen in den Sesssionen von 1844 und 45, und verweist besonders bei der Stellung Sir Robert Peel's, dessen liberale Maßregeln von einem Theile seiner (der Tory-) Partei verworfen und von seiner natürlichen Opposition, den Whigs, vertheidigt worden. Natürlich entsteht besonders unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen, wo es sich darum handelt, ein Fundamental-Prinzip der Tories, den den Grundbesitzern zugesandenen Schutz durch die hohen Getreidezölle, im bevorstehenden Parlament erschüttert, wo nicht gar beseitigt zu sehen, die Frage, ob Sir Robert Peel die Majorität im Ober- und Unterhause auch ferner behalten wird, und wie weit der Vorwurf der Treulosigkeit gegründet ist, den ihm die Ultra-Tories machen. Wir theilen unseren Lesern das Urtheil des französischen Deputirten über diese Punkte mit.

... Allerdings muß man zugeben, daß Sir Robert Peel einerseits mit Hilfe der Grundeigentümer, welche die freie Korneinfuhr nicht gestatten wollen, andererseits mit Hilfe der anti-irlandischen und anti-katholischen Partei zur Macht gelangt ist und daß trotzdem alle diese Parteien unter dem jetzigen Ministerium mehr Terrain verloren haben, als unter irgend einem früheren. Zudem braucht man nicht gerade ein eingestrichelter Vertheidiger aller Konsequenzen der Repräsentativ-Verfassung zu seyn, um zu behaupten, diese Verfassung sey eine bloße Komödie, wenn die einzelnen Parteien nicht gewisse Meinungen vertreten, die sie, so viel an ihnen ist, geltend machen müssen, falls sie zur Macht gelangen. Es ist darum nicht erlaubt, wie Peel vor seiner Erwählung zum Minister gethan hat, eine Politik anzugreifen, die man billigt, nur um ein Ministerium zu stürzen, das man nicht im Besitze der Gewalt lassen möchte, und eben so wenig ist es erlaubt, wie Peel noch jetzt thut, sich zu einer Farbe zu bekennen, die man nicht billigt, nur um einer Opposition Schweigen aufzulegen, die man fürchtet.

Es scheint hiernach, daß die Vorwürfe, die Sir Robert Peel von den verschiedenen Parteien erfahren hat, sich in Nichts mildern lassen, wenigstens scheint es, daß seine einzige Entschuldigung in den großartigen Folgen seiner Handlungswiese liege. Sehen wir indes, ob sich dieselbe nicht auch vom Standpunkte der Moralität aus in gewisser Hinsicht vertheidigen lasse.

Nicht erst von heute sind die alten englischen Parteien auf dem Wege, sich zu zerlegen, und es ist bekannt, daß der berühmte Canning vor seinem Tode einem Tory-Ministerium präsidirte, das von vielen Tories bekämpft und von einem bedeutenden Theil der Liberalen, Lord Brougham an der Spitze, unterstützt wurde. In jener Zeit zwar blieb Robert Peel, der damals noch sehr jung war, den Tories treu, als er aber 1829 ins Ministerium trat, brach er ebenfalls mit ihnen. Man weiß, daß er durch sein Votum für die Emancipation der Katholiken den Parliamentsitz für Oxford und einen bedeutenden Theil seiner Freunde verlor. Kurze Zeit darauf kam die Juli-Revolution; die Whigs übernahmen die Regierung, die Reformbill beschäftigte das Land, und die inneren Zwistigkeiten der Tories schwiegen. Damals entstand auch der Name der konservativen Partei, zu der Alles flüchtete, was vor etwaigen Uebereilungen der reformirenden Whigs zurückschreckte. Daß sich in diesem großen Kampfe der Konservativen und Liberalen die alten Parteien der Monopolisten und Fanatiker unter das Banner Sir Robert Peel's scharten, ist wahr; aber ist es eben so wahr, daß Sir Robert Peel sich durch Theilnahme an ihren Meinungen und Leidenschaften ihren Beistand erkaufte? Oder erweckte er auch nur die Hoffnung, je vollkommen Einer der Ihrigen zu werden? Das Gegentheil wird klar, wenn man sich erinnert, wie oft er von 1837 bis 41 im Parlamente nicht mit ihnen stimmte und wie oft er dafür der Feigheit und Verrätherei angeklagt wurde. Dies ging so weit, daß im Jahre 1840 eine Schrift von einflussreicher Hand erschien, in welcher den Tories geradezu vorgeschlagen wurde, anstatt Peel's Lord Stanley als Parteihaupt anzuerkennen. Als aber darauf die Nothwendigkeit diejenigen, die sich von Peel los sagten, wieder zu ihm zurückführte, so wußte dennoch alle Welt, daß er in kirchlichen und Handelsfragen weder von Sir Robert Inglis, noch vom Herzog von Buckingham einen Rath annehmen werde.

Ist es übrigens gerecht, zu behaupten, daß die Grundbesitzer und die Orthodoxen unter Peel's Regierung nichts gewonnen haben? Sie gewannen Alles, das man sagen, was sie nicht verloren. Was die Ersteren betrifft,

so erhellt dies deutlich aus der Vergleichung des Budgets der Whigs mit dem Budget Peel's. Weniger leicht läßt sich zeigen, daß den Orthodoxen durch ihn ein Vortheil erwachsen ist. Aber diese Partei muß bedenken, daß Robert Peel während zweier Jahre sehr wenig für Irland gethan hat. Erst die Agitation von 1843 öffnete ihm die Augen und zwang ihn, zu handeln, oder vielmehr sie bestärkte ihn darin, sich von dem Joche seiner Partei loszumachen. Kurz, durch jene Agitation wurde ihm die Wahl gestellt, ob er eine blutige Entscheidung herbeiführen oder sich zu billigen Zugeständnissen verstehen wollte. Sollte er nun Vorurtheilen zu Gefallen, die nicht die seinigen waren, das Reich einem Bürgerkriege entgegenführen, oder das Ministerium verlassen, um erklärteren Freunden der Irländer die Regierung zu übergeben? Das Letztere wäre vielleicht sehr edel gewesen, aber wenige Minister hätten die Kraft zu solcher Entschagung, und die Hochkirchmänner könnten nicht sagen, daß sie dabei gewonnen hätten.

Man muß es zugeben, und die letzte Session hat es hinlänglich bewiesen, daß sich die Majorität Robert Peel's wirklich in zwei Parteien spaltet, von denen die eine mit dem Jahrhundert fortschreitet und allmählig die Grundsätze des alten Toryismus aufgibt, die andere diese Grundsätze noch immer für heilig hält. Die letztere verlangt in ihrem zähen Eigennutze von jener, daß sie ihr zu Liebe der Unvernunft das Wort rede, daß sie Versprechungen erfülle, die der Strom der Ereignisse mit sich fortreibt, ehe sie zur Reife kommen. Daher schreibt sich jene Wuth der Volkblut-Tories gegen Peel, die in gewisser Hinsicht begründet, aber in jeder nutzlos ist. Denn man darf sich darüber nicht täuschen; seit den schönen Zeiten Lord Eldon's ist das politische Niveau in beiden Kammern gar sehr gestiegen, und die Tories von 1845 sind in manchen Stücken weiter, als die Whigs von 1825. Unter den Karikaturen, die von der letzten Krisis hervorgerufen wurden, sind mehrere, die bedeuten sollen, daß die Tories die Nachahmer der Whigs sind. Auf einer derselben sind Lord John Russell und Sir Rob. Peel als Gelenkpuppen dargestellt. Der Whig-Minister steht vor einem Spiegel und macht, wie es in der Unterschrift heißt, das Spiegelpas; der Tory-Minister befindet sich hinter dem Spiegel und äfft alle Stellungen des Ersteren nach. Was man bei allen diesen Scherzen vergißt, ist, daß die Whigs ebenfalls nicht mehr auf dem Plage stehen, den sie vor sechs Jahren inne hatten. Peel steht da, wo einst Russell stand, Russell aber ist selbst weiter, als er früher war, und die Entfernung bleibt fast dieselbe. Das sehen diejenigen nicht, die sich, wie Sir Robert Inglis und der Herzog von Buckingham, damit brüsten, keinen Fuß breit gewichen zu seyn.

Ich wiederhole es, wenn auch die Verfahrungsweise Peel's weder ganz moralisch genannt werden kann, noch vollkommen dem Wesen einer Repräsentativ-Verfassung entspricht, so findet sie doch sowohl in der Geschichte der Torypartei, als in der Dringlichkeit der Umstände, die sie hervorriefen, beachtungswerthe und hinlängliche Gründe der Entschuldigung. Dies ist zudem die Ansicht eines Mannes, der natürlicher Weise dem jetzigen Premier nicht besonders hold ist, des Lord Melbourne. Als dieser Chef des vorigen Kabinetts nach langer Krankheit am 1. August dieses Jahres wieder im Oberhause erschien, sprach er sich in folgenden Worten aus: „Da mich die Verhältnisse zu einem Gegner und Nebenbuhler des sehr ehrenwerthen Baronets gemacht haben, so ist es natürlich, daß ich sein Verhalten prüfe, zwar nicht mit dem Gefühle feindseliger Eifersucht, aber mit Sorgfalt und Strenge. Es ist natürlich, daß ich mich frage, welches waren seine Maßregeln, welches die Grundsätze, aus denen sie hervorgingen, und wie hat er dieselben vertheidigt? Ich habe gewissenhaft hierüber nachgedacht und halte mich verpflichtet, zu erklären, daß nach meiner Meinung keine der früheren Handlungen des sehr ehrenwerthen Baronets ihn, was die Konsequenz betrifft, von seinen jetzigen Schritten oder von irgend ähnlichen abhalten durfte, die er seinem Vaterlande nützlich glaubte.“ Ein solches Urtheil von Seiten eines solchen Mannes hat große Bedeutung, und Sir Robert Peel kann sich dessen mit vollem Rechte rühmen.

Wer aber nun Peel's Politik aus einem höheren Gesichtspunkte auffaßt und sie weniger nach der gewissenhaften Erfüllung seiner persönlichen Verbindlichkeiten, als nach der Sorge für das allgemeine Wohl abmißt, der wird nicht leugnen können, daß sie einen Minister ehrt. Es herrscht zwar hier und da die Meinung, das Wesen des Konservatismus bestehe darin, Vorurtheile und Mißbräuche zu begünstigen und Verbesserungen zurückzuweisen. In den Augen Peel's aber ist ein Konservativer derjenige, der, um die Größe und Macht seines Volkes aufrecht zu erhalten, die Vorurtheile und den Privateigennut nicht schont, der nicht glaubt, die Unbeweglichkeit sey Weisheit und Alles gehe

unwiderleglich gut, wenn nur Ordnung und Frieden nicht gestört sind. Peel also tritt nur, ohne sich um eitles Geschrei zu kümmern, aus dem hergebrachten Geleise und zieht, was in seiner Partei einige Freiheit des Geistes besitzt, mit sich fort. Es ist dies unbedingt ein Dienst, den er nicht nur England, sondern der ganzen Sache der Freiheit und Civilisation erweist. Wenn ein politisches System nach einer kräftigen und langen Gegenwehr durch die Anstrengungen der Gegenpartei gestürzt wird, so verzweifelt es nicht an sich selber und wird früh oder spät wieder sein Haupt erheben; wenn es aber elend sein Leben unter den Streichen derer auflebt, die zu seiner Verteidigung berufen schienen, so überlebt keine Hoffnung den Sturz, und den Besiegten bleibt nichts, als die Entsagung. Und so ist Peel mit dem alten Toryismus verfahren, der, nachdem er 1832 völlig geschlagen schien, plötzlich in seiner ganzen Herrlichkeit wieder auflebte. Eine Freundschaft zerstörte seine Hoffnungen und ließ ihn fühlen, daß die Herrschaft nicht mehr ihm gehörte. Freilich ist der Schlag hart für den alten Toryismus, und es ist ihm nicht zu verargen, wenn er betrübt ist und vor Wuth und Schmerz laut aufschreit; aber die liberale Partei kann ihm mit einem Freuden- und Siegedrus antworten. „Die Regierung, von der ich einen Theil ausmachte, ist nicht mehr — sagte ebenfalls Lord Melbourne vor kurzem — ihre sterbliche Hülle ist zu Grabe getragen, aber ihr unsterblicher Geist, ignea vis animi, lebt nicht allein noch, sondern ist auch thätig und wirksam. Unsere Grundsätze haben uns überlebt.“ So möge sich denn die liberale Partei nicht allzu streng gegen den Minister zeigen, dem sie so viel verdankt, und der auf seine Gefahr hin dem Geist des Monopolismus und der Unduldsamkeit zu trogen wagte. Man darf nie sagen, daß der Zweck die Mittel heilige, wenn aber der Erfolg vortrefflich und die Mittel kaum zu tabeln sind, so muß man zufrieden seyn.

Wir haben nun zu untersuchen, ob Sir Robert Peel die Majorität im Parlamente behalten wird. Nach den Wahlen von 1842 wurde Sir Robert Peel Minister mit einer Majorität von hundert Stimmen. Jetzt ist ein Theil seiner Partei, nämlich die Ultra-Tories, äußerst erbittert gegen ihn und droht ihm, sich bei der ersten Gelegenheit empfindlich zu rächen. Von der anderen Seite scheinen die Whigs und Radikalen, die in der letzten Session die Lücken der Majorität ausgefüllt haben, wenig geneigt, dieselbe Rolle weiter zu spielen. Was folgt daraus? Ist anzunehmen, daß Peel Minister bleibt, oder daß er bei Eröffnung der nächsten Session gestürzt wird?

Hätten die Wahlen alsbald nach den Debatten über die Dotation des Maynooth-Kollegiums stattgefunden, so wären sie unzweifelhaft zu Gunsten der Fanatiker ausgefallen. Aber schon beginnt die Aufregung sich zu beruhigen, man überlegt und ist ein wenig überrascht, daß man über die an sich unbedeutende Bill so in Feuer gerathen konnte. Hätte übrigens die orthodoxe Partei auch Beine und Arme und vorzüglich eine Stimme, so hat sie doch keinen Kopf, weder im Ober- noch im Unterhause, denn auf die Whigs rechnet sie schon lange nicht mehr. Was die Tories betrifft, so gehören ihre ausgezeichneten Männer sämtlich zum gegenwärtigen Kabinete, mit Ausnahme Gladstone's, der aber gewiß wieder in dasselbe zurücktreten wird und sich über die kirchlichen Fragen so liberal als Einer ausgesprochen hat. Eben so wenig Hoffnung machte Lord Stanley den Fanatikern, und selbst von den drei Mitgliedern des jungen Englands sind zwei, John Manners und Smythe, auf Seite der Toleranz getreten, wenigstens was die Maynooth-Frage betrifft. Der Herzog von Buckingham, der Herzog von Richmond, Lord Ashley, Sir Robert Inglis, Lord Binchelsea, Herr Colquhoun, der Oberst Sibthorp, der Herzog von Newcastle und einige Orangisten, dies sind die wahren und einzigen Häupter der hochkirchlichen Tories. Nun aber sieht kein Mensch in England in diesen Männern die Elemente eines Ministeriums. Dazu kommt, daß die Gegner der Maynoothbill in zwei einander entgegengesetzte Fractionen zerfallen, von denen die eine die Bill im Namen der alten religiösen Intoleranz und der Untrennbarkeit von Kirche und Staat bekämpfte, die andere ihr die Beistimmung verweigerte, um den Grundsatz der völligen Unabhängigkeit der Kirche und des Staates aufrecht zu erhalten. Die Letzteren, meistens Dissenters, mochten, wie jene, nicht daß man eine Beisteuer für eine katholische Kirche in Irland votire, aber sie wollten zugleich, daß man auch die anglikanische nicht unterstütze. Ist zu glauben, daß, da die Maynoothfrage erledigt ist, die genannten Parteien noch länger gemeinschaftlich handeln werden?

Es fragt sich nun, welches Schicksal steht der Bill bevor, die Peel zu einer Kabinetfrage gemacht hat? Es existiren über die irische Kirche gegenwärtig vier Meinungen: die Ultra-Tories wollen den status quo beibehalten; das Kabinete möchte den katholischen Klerus besolden, ohne an der protestantischen Kirche in Irland zu rütteln; die Whigs möchten ebenfalls, daß beide Kirchen in Irland unter der Sorge des Staates stehen, aber nach der Menge ihrer Befenner verhältnismäßig dotirt werden; die Radikalen endlich und die Repealer wollen, daß eine jede Kirche sich selbst überlassen bleibe. Von diesen vier Meinungen hat sich die erste augenscheinlich überlebt, die letzte ist noch nicht reif, vorausgesetzt, daß sie es jemals wird. Es ist also nur noch zwischen den beiden mittleren Meinungen zu wählen, und die Ultra-Tories werden sich an Peel, die Radikalen an Russell anschließen.

Was von der kirchlichen Frage gesagt ist, gilt von allen übrigen. Die Reformen Peel's mißfallen einer Fraction der Torypartei, die Reformen Russell's würden ihr noch mehr mißfallen und wären dennoch notwendig, wenn Russell die Regierung übernehme. Alles wohl überlegt, glaube ich, daß bis auf einige Einzelne die Torypartei trotz ihres Schmollens sich vor der nächsten Session gefügt haben und Peel von neuem unterstützen wird. Dann wird der Kampf da beginnen, wo Peel es für angemessen hält, stehen zu bleiben, und wird geführt werden zwischen denen, die da glauben, daß man genug gethan hat, und denen, die noch mehr verlangen. Mit anderen Worten, die

ganzen Tories werden wieder auf der einen, die Whigs mit den Radikalen auf der anderen Seite stehen.

Treten aber keine unvorhergesehenen Ereignisse ein, so ist wohl anzunehmen, daß die Whigs im Augenblicke keine Aussicht haben, das Ministerium Peel's zu stürzen. Denn einmal hat sich Peel durch seine letzten Akte in einem gewissen Grade die Gunst des liberalen Theils der Bevölkerung erworben, andererseits waren die Whigs nie weniger im Stande, ihn zu ersetzen, als eben jetzt. Nachdem sie vor kurzem Lord Grey und Lord Spencer verloren haben, böte sich ihnen gewiß kein ehrenwertherer und kein gebräuerter Führer dar, als Lord Russell, der ein Mann von edlem Charakter und wahren Verdienste ist. Aber wenn Robert Peel seine Partei-Schwierigkeiten hat, so hat Russell nicht weniger welche. Es scheint bequem, daß man vermöge einiger gegenseitigen Konzessionen die Whigs und die gemäßigten Radikalen unter einen Hut bringt. Leider aber kommen von den 290 Stimmen, aus denen die jetzige Minorität besteht, auf die Whigs und gemäßigten Radikalen nur 200, die übrigen gehören der äußersten Linken und den Repealern an. Diese lassen sich schwer befriedigen, und es giebt in England nicht, wie in Frankreich, eine parlamentarische Fraction, die, indem sie für jedes Ministerium stimmt, die Lücken ausfüllt und das Gleichgewicht herstellt. Dazu kommt, daß die Whigs, durch die letzten Maßregeln Peel's aus der Fassung gebracht, noch keine bestimmten Angriffspunkte gegen das Ministerium gefunden haben und im Namen vager Reformbestrebungen gegen ein Kabinete austreten müssen, das wichtige Reformen eingeführt, im Namen des unterdrückten Irlands einen Minister anzugreifen genöthigt sind, der es mit Gefahr seiner selbst unternimmt, Irland aus seiner gedrückten Lage zu erheben. Man kann zudem nicht leugnen, daß Peel bei der gegenwärtigen Lage Irlands, wo es gilt, auf der einen Seite die Orangisten^{*)}, auf der anderen die Repealer zu beruhigen, leichter zum Ziele kommen wird, als es Russell könnte. Auch gelänge es ihm eher — falls es nöthig wird — der Aristokratie zu Gunsten der ärmeren Klassen Opfer aufzulegen, als dem Whig-Minister. Ja, man kann noch weiter gehen und sagen, die Häupter der Whigpartei haben im Augenblicke gar kein Verlangen, die Regierung zu übernehmen. Peel macht in England und besonders in Irland einen kühnen und großartigen Versuch, der ihnen mit der Zeit zu Statten kommen muß, von ihnen ange stellt aber ihre Lage sehr schwierig machen würde. Darum thun sie besser, abzuwarten, bis der Versuch gelungen und das Terrain vom Schutt gereinigt ist.

Die Ultra-Tories also haben keine Aussicht, ihre Ideen zur Herrschaft zu bringen, und darum allen Grund, sich mit dem gegenwärtigen Kabinete zu verhalten. Die Whigs haben keine Hoffnung, weder ernstlich mit dem Ministerium unzufrieden zu werden, noch alle Kräfte der Opposition nach einem Punkte hin einander entgegenzuführen. Auch würde ihnen die Stellung O'Connell's und sein Entschluß, sich in keinen Vergleich mehr einzulassen, — vorausgesetzt, daß er ihn ausführt, — unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen. Aus diesen Betrachtungen läßt sich, wofern nicht unvorhergesehene Ereignisse eintreten, mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß Sir Robert Peel im Jahre 1846 noch Premierminister bleiben wird. Die einzige Hoffnung für die Opposition wäre, daß Peel aus freien Stücken sein Portefeuille niederlegte. Personen von Bedeutung, die ihn im letzten Winter während der Krise sahen, wollen wissen, daß er nicht eben besorgt, aber ernstlich niedergeschlagen und verletzt gewesen ist. Die Mauer-Anschläge, Karikaturen, Zeitungs-Artikel und Reden, die mit der größten Schonungslosigkeit seine Gesinnung anschwärzten und seine Person mit den größten Schmähungen überschütteten, mögen ihn endlich erbittert und ihm das Regieren verleidet haben. Da war nicht Eine Partei, die ihn in Schutz nahm, nicht Ein Journal, außer seinem eigenen, das ihn verteidigte, nicht Ein Mann der Deffentlichkeit, der nicht das Recht zu haben glaubte, ihn wie einen Abtrünnigen zu behandeln. Ueberzeugt, wie er war, von der Nützlichkeit seiner Maßregeln, von der Geradheit seiner Absichten, konnte er durch die allgemeine Erbitterung, die gegen ihn laut wurde, zu dem Entschlusse gebracht werden, nicht eben zu fliehen, aber die Last der Geschäfte auf diejenigen zu wälzen, die ihn so maßlos angegriffen. Wenn er überdies auf der einen Seite von dem unverhehlten Mißwollen seiner Anhänger zu leiden hatte, so litt er fast eben so viel durch die Unterstützung und die oft spöttischen Lobeserhebungen seiner Gegner. Und dennoch mußte er dort die Angriffe, hier die Zustimmung schweigend ertragen, wie sehr sich sein Stolz auch dagegen empörte. Doch seine persönliche Würde und das Wohl des Landes erpeischten, daß er den Kampf durchfocht. Jetzt aber, da er den Sieg errungen, wolle er, sagt man, nicht noch einmal die Leidenschaften entfesseln, daß sie gegen ihn losstürmen, sondern an dem Tage, wo ihn wiederum ein Theil der Tories verlassen wird, sich zurückziehen. An diesem Tage wird er es für seine Ehre und seine Pflicht halten, Lord Russell die großmüthige Unterstützung zu vergelten, die er von ihm erfahren hat. Die Whigpartei würde dann die Früchte ihres edlen Benehmens ärndten und herrschen können. Denn es war ein erhebendes Schauspiel, das die beiden Staatsmänner in der letzten Session der Welt vor Augen führten. Weder Peel wollte konservativ seyn, noch Russell zur Gewalt gelangen, um jeden Preis. Jener, um Reformen durchzuführen, die er für nützlich hält, setzt sich der Gefahr aus, die Majorität zu verlieren, dieser, um die Reformen nicht fallen zu lassen, leiht dem Ministerium seine Hilfe.

In der That, Sir Robert Peel ist heute nicht mehr, was er 1842 war, das erklärte Haupt einer Majorität von hundert Stimmen, die einzige Hoff-

^{*)} Fanatische Anglikaner in Irland, die trotz eines Verbotes der Regierung in diesem Jahre den Gedächtnistag des Sieges über die irischen Katholiken mit Prozessionen gefeiert haben.

nung einer mächtigen Partei, die eben gesiegt hatte und die der Sieg berauschte. Aber er ist mehr als das, er ist ein Minister, der mit starker Hand eingewurzelte Vorurtheile aus ihrem Boden riß und wichtigen Verbesserungen den Weg bahnte, ein Minister, der, ohne zwar noch alle Folgerungen daraus zu ziehen, zwei große Staatsgrundsätze anerkannte, den der Handels- und den der Religionsfreiheit, ein Minister, der Irlands und Englands wirkliche Verschmelzung vorbereitet, wenn nicht vollendet hat. Dies Alles konnte er natürlich nicht zu Ende führen, ohne mit einigen seiner früheren Handlungen und mit seiner Partei in Widerspruch zu gerathen. Aber seine Inconsequenz ist nicht so bedeutend, als gesagt worden, und die Zerlegung der Torypartei ist nichts Neues. Man darf ihn also von den schweren Beschuldigungen, die auf ihn gehäuft worden, freisprechen und ihm schon heute die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm die Nachwelt nicht vorenthalten wird. Er ist kein großer Philosoph, kein Schöngedicht, selbst kein großer Redner, aber ein Staatsmann, der weiß und mit klaren Worten darlegt, was er will, und kühn seinen Willen zur That macht. Er ist überdies ein Staatsmann, der sein Vaterland mehr liebt als das Ministerium, und der sich entehrt glauben würde, wenn er es seinen Nachfolgern weniger groß und weniger mächtig überlieferte, als er es erhalten. Mit solchen Gesinnungen kann man in parlamentarischen Kämpfen unerschlagen; man wird es aber dann mit dem Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben, und mit der Gewißheit, einst einen ehrenvollen Platz in der Geschichte seines Volkes einzunehmen.

Belgien.

Belgien seit seiner Revolution. Von Ignaz Kuranda.

Deutschlands Interesse an der flamändischen Bewegung.
(Schluß.)

„Dennoch thäte man in Deutschland Unrecht, wenn man über diese Anfangskämpfe spotten wollte. Man bedenke nur, daß nicht mehr als hundert Jahre und von dem Zeitpunkt trennen, wo Deutschland gerade da stand, wo jetzt die Flamänder stehen; wo Goethe, der mit Unrecht so viel Verspottete, erst für Orthographie und Grammatik kämpfte und das Unkraut aus dem Wege hauen mußte, auf welchem dann die Literatur breit einherzog. Damals spotteten die Franzosen, die ihre Sprache und ihr Schriftthum längst fertig hatten, gerade so über die Deutschen, wie diese heute vielleicht über die Flamänder spotten würden, wenn sie ihrer eigenen Literaturgeschichte nicht eingedenk seyn müßten.

„Allerdings könnte man fragen: Wenn der germanische Theil Belgiens nach Bildung und Geistesförderung sucht, warum sucht er diese nicht bei den Deutschen? Warum reißt er sich nicht an die große Sprachfamilie, die 40 Millionen Menschen zählt, die alle seine Stammgenossen sind? Wenn der wallonische Belgier sich naturgemäß der französischen Bildung anschließt, hat der germanische Niederländer nicht denselben Weg zu der deutschen? Die deutsche Sprache ist für den Flamänder nur eine Verschönerung seines Idioms, sie ist seine eigene Sprache, nur bereichert, idealisirt, systematisch und rhythmisch geordnet. Dieses erkennen selbst die Holländer an. Fast jeder Holländer von einiger Bildung versteht deutsch, wie der Belgier französisch. Die meisten Neuerungen und Verbesserungen der holländischen Sprache sind aus der deutschen geschöpft, und dies ist in Holland so anerkannt, daß Bilderdyk selbst sagte: „Ehe hundert Jahre vorüber sind, wird das Holländische sich wenig von dem Deutschen unterscheiden.“ Und haben nicht die übrigen niederdeutschen Völkerschaften längst das Hochdeutsche als Literatursprache angenommen? Haben nicht sogar die Schweizer, die länger vom deutschen Reiche getrennt sind, als die Niederländer, die Schweizer, denen gewiß Niemand Patriotismus abstreiten wird, der hochdeutschen Literatur sich angeschlossen?

„Es ist begreiflich, daß, so lange die südlichen und nördlichen Niederlande politisch zusammenhängen, das Banner einer selbständigen Sprache eine Bedeutung und eine Macht hatte. Die politische Größe einer Nation verhilft auch ihrer Sprache zur Herrschaft. Nun aber der niederdeutsche Nationallörper auseinandergehauen wurde, nun der germanische Belgier sich von dem Strom der französischen Zunge und Bildung überschwemmt sieht, wäre es nicht natürlich, daß er sich zu dem der Stammbrüderschaft hält? Das Erlernen des Hochdeutschen ist selbst für den gemeinen, ungebildeten Flamänder eine Spielerei; flamändische Diensthöfen, die zu den zahlreichen deutschen Familien, die in Belgien leben, ins Haus treten, wissen gewöhnlich nach Verlauf von einem Monat mit ihrer Herrschaft sich vollkommen zu verständigen; die deutschen Reisenden kommen in Antwerpen, Brüssel und Gent zur Noth auch ohne Kenntniß des Französischen aus; die deutschen Badegäste in Ostende verständigen sich leicht mit den Badewärtern, Fischern und Matrosen; in der Gegend von Tirlemont und St. Trond ist das Flamändische dem Hochdeutschen vollkommen verständlich; zudem hat Belgien in einem Theil der Provinz Luxemburg eine ganz deutsche Bevölkerung! Wäre es nicht natürlich, daß man in Schulen und Büchern allmählig das Hochdeutsche zu verbreiten suchte? Auf diese Weise würde der gemeine Mann, der nicht viel Zeit und Kosten auf seine Bildung zu verwenden hat, dieselbe leichter und sicherer sich erwerben können, als auf dem weiten Umwege des französischen Sprachstudiums. Die flamändischen Schriftsteller hätten nur die Aufgabe, vorzubereiten und Uebergänge zu bahnen. Und wie viel würden sie für ihre eigene Zukunft dadurch gewinnen! Statt isolirt dazustehen und mit einer Anerkennung sich begnügen zu müssen, die nicht über ihr Kirchspiel hinaudreicht, würden sie allmählig auf

die weite Scene der deutschen Literatur treten können. Statt mittellos nur solchen Studien und Productionen sich überlassen zu dürfen, welche ihnen ihre Mußstunden und ihre großmüthig geopfertem Sparpfennige erlauben, würden sie einen weiten Markt, ein großes Publikum, eine reiche, lesefrüchtige Nation finden, wo dem strebenden Geiste sein voller Lohn gesichert ist.

„Leider ist wenig Aussicht, daß die flamändischen Schriftsteller diesen Weg einschlagen werden. Die begeisterte Aufregung, in welche sie eine glückliche politische Revolution verlegt, der schöne Stolz auf die errungene Unabhängigkeit des Landes verleitet die Belgier nicht selten, ihre Kraft zu überschätzen. Ich habe dieses Thema mit den Führern der flamändischen Literatur, mit den Herren Wilkems, Suellaert, Conscience u. s. w. viele Mal durchgesprochen, aber so oft ich auf das Kapitel des Anschlusses an das Hochdeutsche kam, so oft ich behauptete, die flamändische Bewegung habe dann nur eine Zukunft, wenn man sie unter dem allgemeinen deutschen Gesichtspunkt auffasse und auf eine allmähliche Verschmelzung mit dem Haupt- und Stammstoc, mit der hochdeutschen Schriftsprache, hinstelle, so oft fand ich taube Ohren und unwillige Mienen. — Wir wollen Flamänder seyn, antwortete man mir, nicht Deutsche, noch Holländer! Was wir thun, geschieht aus Liebe für unsere Provinz, für das alte Erbe unserer Väter; wir betrachten das Französische als einen bösen Nachbar und das Deutsche als einen guten. Jedoch vermischen wollen wir uns mit dem Einen eben so wenig als mit dem Anderen.

„Gegen dieses Raisonnement ließe sich nichts einwenden, wenn es nur praktisch ausführbar wäre. Dies ist es jedoch nicht. — Man hört die flamändischen Schriftsteller oft genug klagen, daß der größte Theil der gebildeten Stände an ihren Productionen so geringen Antheil nehme“), daß die französische Lektüre sie überall verdränge; sie werfen diesen Ständen Mangel an Patriotismus vor. Diese Klagen entstehen jedoch aus einem Verkennen der Situation. Der gebildete Mann in Belgien hat das Bedürfnis nach guter Lektüre wie der Gebildete in allen Theilen der Welt; ist er nun Flamänder, so würde er sicherlich, wenn seine Muttersprache eine gebildete Literatur ihm böte, nach dieser greifen; da diese fehlt, so greift er nach dem französischen Autor. Die jungen flamändischen Literatoren sind bei allem Geist und Feuer noch zu sehr Anfänger, zu wenig durchgebildet, um den höheren Anforderungen der Kritik zu genügen und mit einer so blühenden und raffinierten Literatur, wie die französische, konkurriren zu können. Der Patriot kauft ihre Bücher zur Aufmunterung, liest sie aus Theilnahme für das Werden, erquickt sich hier und da an dem Gewordenen, aber dies Letztere ist zu spärlich, um sein Bedürfnis zu stillen. Wenn es den flamändischen Literatoren Ernst ist um die Verbreitung ihrer Sprache, um die Verdrängung des fremden Uebergewichts, so müssen sie mit Uebersetzung beginnen; nicht aus dem Französischen, dessen pointirte Dialektik und Construction dem Geiste ihrer Sprache zuwider ist, sondern aus verwandten Sprachen, aus dem Deutschen, aus dem Englischen; auf diese Weise würden sie ihren Landsleuten die Pforten zweier großen Literaturen öffnen und zugleich sie reizen, ja sie zwingen, flamändisch zu lesen. Uebersetzung von Volksbüchern nach unten, von Meisterwerken nach oben; durch Kinderschriften auf die Jugend wirkend — dann würde bald die flamändische Sprache ihr Emancipationsfest bei allen Ständen feiern können. Und wie viel würden die jungen Schriftsteller selbst dadurch gewinnen, an Erweiterung des Geschmacks und der Ideen, an kritischer Analyse, an Bildung und Biegsamkeit des Ausdrucks. Ein Blick auf die Literaturgeschichte der meisten Völker beweist, wie der Geist der Einen an dem der Anderen sich entzündet hat, Römer an Griechen, Franzosen, Italiener an den Klassikern, selbst England zur Zeit des größten Originalgenies Shakespears hat sich den italienischen und spanischen Literaturen hingegeben. Und hat nicht die deutsche Sprache denselben Weg machen müssen? Lessing, indem er mit der Rechten den französischen Ungeschmack abwehrte, hat mit der anderen Hand zugleich auf Shakespeare hingewiesen; Herder, Wieland und Schlegel haben aus allen Literaturen Bausteine herbeigeschleppt, und so erst ist das Gebäude des deutschen Schriftthums allmählig selbstständig emporgestiegen. Eine Nation von 30 Millionen Menschen verschmähte es nicht, bei Anderen in die Schule zu gehen. Ist die kleine flamändische Population stolzer, oder glaubt sie, daß unter ihren dritthalb Millionen mehr Originalgeister sich vorfinden würden, als unter der zwölfwachen Zahl ihrer Nachbarn? Vergebens sieht man sich unter der Menge flamändischer Bücher, die in den letzten Jahren erschienen, nach Uebersetzungen fremder Klassiker um; die Uebersetzung des Goetheschen Faust von Bleeshouwer macht allein eine ehrenwerthe Ausnahme.

„Ich habe absichtlich auch auf den Mangel an Uebersetzungen aus dem Englischen hingewiesen, damit die Flamänder diesen Tadel eines deutschen Autors nicht aus beleidigter Nationalität betrachten können, sondern ihn als den Ausfluß einer warmen Theilnahme an dem Schicksale ihrer Bestrebungen erkennen mögen. Die vielfachen Aufmunterungen, welche die flamändische Sprachbewegung in der deutschen Presse gefunden hat, möge ihr den Beweis geben, daß Deutschland sich als ihren natürlichen Freund und Schirmherren betrachtet; sie wird ihm daher das Recht eines wohlmeinenden Rathes nicht absprechen.“

*) Die Schriften der jungen flamändischen Literatur werden meist auf Subscriptionsweg publizirt. Sobald ein flamändischer Literat ein Manuscript fertig hat, läßt er unter Freunden und Patrioten Listen circuliren. Der Ankauf dieser Bücher ist bei Vielen gewissermaßen ein forciertes, und da sehr viele schlechte Novellen und Reimliteratur die spärlichen guten Schriften überfüllen, so werden die Patrioten des Aufmunterns bald müde, und es bedarf oft neuer Anläufe.

Frankreich.

Die Gehalte der französischen Beamten.

Die Summe der Gehalte sämmtlicher vom Staat besoldeten Beamten, sowohl der Civilisten als der Land- und See-Offiziere, beträgt ungefähr 262 Millionen, welche auf folgende Art vertheilt sind:

1) Central-Verwaltung. Justiz, geistliche Angelegenheiten, Ehrenlegion, königliche Druckerei 970,360 Fr. Auswärtige Angelegenheiten 549,122. Oeffentlicher Unterricht 416,000. Inneres 838,000. Handel 499,000. Oeffentliche Arbeiten 499,000. Krieg 1,424,700. Marine 780,800. Finanzen 3,590,700. Zusammen	11,578,682 Fr.
2) Staatsrath	622,200 "
3) Rechnungshof	1,086,600 "
4) Justiz. Gerichte erster und zweiter Instanz (ungerechnet die Vermehrung des Gehalts der Friedensrichter, die für 1846 die Summe von 1,523,000 Fr. beträgt)	15,083,620 "
5) Kulte, die vom Staat besoldet werden. Katholischer Kultus 29,226,000 Fr.; protestantischer 1,119,050; israelitischer 110,400. Zusammen	30,455,450 "
6) Auswärtige Angelegenheiten. Gesandte und Konsular-Agenten	5,056,800 "
7) Oeffentlicher Unterricht. Universität (d. h. Hochschulen und Gymnasien) — ungerechnet die temporären Zuschüsse in den königlichen Colléges und die Gehalte der städtischen Colléges, welche letzteren der Kommune zur Last fallen —, wissenschaftliche und literarische Institute	5,796,082 "
8) Inneres. Präfekten, Unterpräfekten und von denselben abhängiges Personal 6,207,400 Fr. Telegraphen 971,500. Verschiedene Dienstzweige (ungerechnet das Personal der Central- und Justizhäuser) 449,654. Zusammen	7,628,554 "
9) Ackerbau und Handel. Landwirtschaftliche Anstalten, Gestüte 924,555 Fr. Beaufsichtigung der Maasse und Gewichte 625,000. Gesundheitsdienst 250,000. Zusammen	1,799,555 "
10) Oeffentliche Arbeiten. Brücken und Chausséen 4,382,000 Fr. Bergwerke 382,030. Hafenbeamte 190,000. Kommission der Civilgebäude 66,000. Zusammen	5,220,030 "
11) Finanzen. Einnahmer und Zahlmeister 17,060,000 Fr. Münzen 133,400. Direkte Steuern 2,167,200. Registrierung, Domainen und Stempel 9,675,000. Forsten 3,441,700. Douanen 23,408,900. Indirekte Steuern und Pulver (ungerechnet die Zantime der Tabackshändler) 19,732,500. Die Tabackregie 1,005,000. Posten 12,881,230. Zusammen	89,524,990 "
12) Marine. Gehalte der Marine-Offiziere: Gehalte zu Lande 4,190,350 Fr.; verschiedene Zuschüsse 297,936; Zuschüsse auf dem Meer 2,057,575; Tafelgelber 6,115,776; im Ganzen 12,660,637 Fr. Gehalte der anderen Offiziere und Civilbeamten 4,662,500. Matrosen entretenus, Wächter und Aufseher 1,804,965. Artillerie, Infanterie, Gendarmerie der Marine 1,714,089. Verschiedene Dienstzweige 638,152. Kolonien 4,572,802. Zusammen	26,053,145 "
13) Krieg. Gehalte der Marschälle, Generale und anderer höherer Offiziere 8,187,013 Fr. Gehalte der Militär-Intendanturen 2,637,730. Gehalte des Generalstabs der festen Plätze 1,245,713. Gehalte des Generalstabs der Artillerie und des Genie's 5,315,252. Sold und Accidenzien der Offiziere der verschiedenen Waffen: Gendarmerie 1,837,500. Infanterie 21,637,197. Kavallerie 7,625,093. Artillerie 4,398,453. Genie 756,673. Militair-Equipagen 487,225. Veteranen 297,538. Gehalte der Lebensmittel-Verwaltung 941,560. Personal der Hospitäler 4,067,757. Militairischulen 732,200. Invaliden 249,220. Verschiedene Dienstzweige 1,664,702. Zusammen	62,080,826 "

Die Gesamtsomme dieser Gehalte beträgt, wie oben erwähnt, nahe an 262 Millionen Fr.

Diese Summe bildet ungefähr den fünften Theil des Budgets von 1845, welches 1300 Millionen übersteigt. So bedeutend sie auch ist, so wird man sie doch, wenn man die Gesamtzahl der dabei Theilhabenden in Betracht zieht, keinesweges übertrieben finden; aber ist sie auch in gerechtem Verhältnis vertheilt? Das ist die Hauptfrage, auf die es hier ankommt. Im Jahre 1831 kamen nach einem Budget-Bericht des Herrn Thiers von 201 Millionen an Gehalten 102 Millionen oder ungefähr die Hälfte auf Gehalte unter 2000 Fr., 31 Millionen auf Gehalte von 2—3000 Fr., 28 auf Gehalte von 3—6000, und nur 23 Millionen auf Gehalte über 10,000 Fr. Seitdem sind große Veränderungen in der Bestimmung der Gehalte getroffen worden. Man hat die niedrigsten erhöht und die höchsten vermindert. So hat man den der Richter hiebtener Klasse von 1250 auf 1500 Fr. und den der Räte der königlichen Gerichtshöfe fünfter Klasse von 2500 auf 3000 Fr. erhöht. In diesem Jahre ist den Schreibern der Friedensgerichte eine Zulage bewilligt worden, welche die Lasten des Budgets um 650,370 Fr. vermehrt. Zur Verbesserung des Looses der Professoren und Studienmeister in den königlichen Kollegien

der Departements sind 164,550 Fr. bestimmt worden. Eben so sind den Lieutenants und Unter-Lieutenants aller Waffen, den Capitainen der Artillerie und des Genies, und einigen anderen Offizieren Solovermehrungen bewilligt worden, welche eine Ausgabe von mehreren Millionen veranlaßt haben. Auch die Gehalte der Beamten bei den Douanen, den indirekten Steuern, der Tabackregie und den Forsten sind vermehrt und zu diesem Zweck 1,700,000 Fr. zu dem Kredit der drei ersten dieser Dienstzweige hinzugefügt worden. Endlich sind auf Veranlassung der Budgets-Kommission in den Central-Verwaltungen alle Gehalte unter 1500 Fr. bis zu dieser Summe erhöht worden. Während man so aus einem offenbaren Gerechtigkeits- und fast Menschlichkeitsgefühl den untersten Beamten eine behaglichere Lage sicherte, mußten sich die höchsten sämmtlich starke Verminderungen gefallen lassen. Man setzte die Minister und die Präsidenten beider Kammern, die sonst 120,000 Fr. bezogen, auf 80,000 herab, die 100,000 des Erzbischofs von Paris auf 40,000, das Gehalt der Staatsräthe, die unter dem Kaiser 25,000 und unter der Restauration 16,000 bezogen hatten, auf 12,000. Die Beamten des Rechnungshofes und die ersten Gerichts-Präsidenten und Staatsprokuratoren, die sonst 15,000 gehalt hatten, ebenfalls auf 12,000; die anderen Gerichtshöfe erfuhren ebenfalls verhältnismäßige Reductionen. Den Kardinälen wurde ihr Gehalt von 30,000 auf 10,000, den Erzbischofen von 25 auf 15, den Bischöfen von 15 auf 10, den Marschällen von 40 auf 30 Tausend herabgesetzt; eben so ward das Gehalt der anderen höheren Offiziere vermindert, und zwar um eine Summe, die, mit der Reduction des Marschallgehalts sich auf 322,000 Fr. belief. Endlich zog man 371,800 Fr. von den Gehalten der Präfekten ab.

Die in dem Bericht des Herrn Thiers angegebenen Verhältnisse zwischen den verschiedenen Gehaltshöhen sind also nur zum Nachtheil der stärkeren verändert worden, und wenn die Gesamtsomme der Gehalte um 60 Millionen gestiegen ist, so ist diese Zunahme bei weitem mehr der größeren Zahl der Beamten als der Vermehrung der Gehalte zuzuschreiben. In dem Budget von 1831 betrug der Effectivbestand der Landarmee nur 224,000 Mann, während er in dem von 1845: 344,000 beträgt, und die afrikanische Armee veranlaßt durch den Kriegszustand Besoldungskosten, die 1831 nicht existirten. Das Marine-Budget ist von 67 auf 107 Millionen erhöht worden. Die öffentlichen Arbeiten haben ebenfalls einen großen Aufschwung genommen. Die Vermehrung der Einnahmen hat die Vermehrung der mit ihrer Erhebung beschäftigten Agenten zur Folge gehabt. Gegenwärtig kann man sagen, daß mehr als die Hälfte sämmtlicher Beamten kein Gehalt habe, das 1500 Fr. übersteigt. Was nun die eigentlich höheren Gehalte betrifft, so sind die meisten derselben durchaus nicht als zu hoch zu betrachten; auch wird im Allgemeinen nur gegen die höchsten Beschwerden geführt. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Das geweihte Pferd der Lady Esther Stanhope. Wenn in fünfhundert Jahren der Privatdocent einer gelehrten Universität, um Professor zu werden, ein dikes Buch über Lady Stanhope's Leben und Thaten schreiben wird, darf seine herrliche Gelehrsamkeit das berühmte Pferd mit natürlichem Sattel (alias Höcker) gewiß nicht vergessen. Da wir aber dem großen Geschichtsforscher des XXIII. Säculs nicht bloß einen leeren Glückwunsch zur Professur, sondern einen erklecklichen Beistand leisten wollen, so haben wir beschloffen, ihm hier etwas wenigens historisches Futter für sein Pferd zu mahlen. Man hat behaupten wollen, wie wir glauben, nach der falschen Angabe des übelunterrichteten Herausgebers des Buches Esther (die Memoiren), das heilige Pferd wäre auf Befehl seiner verarmten Herrin von Penkers Hand gefallen; dem ist nicht so. Elliot Warburton, in seinem Werke The crescent and the cross, welches gleichzeitig mit den Memoiren erschien, erzählt das Schicksal dieser Stute mit natürlichem Sattel (alias Höcker) folgendermaßen:

„Eine Dame zu Beyrut, die wegen ihres Geistes und wegen ihrer Schönheit gleiche Auszeichnung genießt, theilte mir mit, daß sie nach Lady Esther's Tod das Pferd mit göttlichem Sattel (alias Höcker) gekauft habe (die diebische Dienerschaft hatte es entweder aus Aberglauben oder Verachtung zurückgelassen), und daß es nicht besser hätte gewählt werden können, hätte man es für den Teufel selbst bestimmt. Da Niemand im Stande war, die überfütterte Mähre zu handhaben, wurde sie für eine Kleinigkeit wieder losgeschlagen, und man hat nichts wieder von ihr gehört.“ Das erweichte heilige Pferd entging übrigens, wie man sagt, der Geldspeculation nur dadurch, daß man über die verschiedenen Vorschläge zu keinem Entschlusse kam. So soll ein Franzose vorgeschlagen haben, die einzelnen Haare des Pferdes an britische Karitäten-Sammler zu verkaufen, und zwar die Haare des natürlichen Sattels (alias etc.) zu höheren Preisen. Ein Irländer soll vorgeschlagen haben, das Pferd in Lebensgröße in Spiritus zu setzen und es dem British Museum anzubieten. Ein Stuttgarter meinte, man solle es an die Pferdefleisch essende Gesellschaft in Schwaben verkaufen, die es an ihre Mitglieder unter 40 Jahren reichen könnte, auf daß diese durch den Genuß des heiligen Fleisches die Mündigkeit eines 40jährigen Schwaben erlangen. Ein Berliner mit norddeutscher Rächternheit sagte, man solle es der Anatomie seiner Vaterstadt überantworten und es ausgestopft in das „Thiermuseum“ zu „wissenschaftlichen“ Betrachtungen für die Besucher des Dienstags und Freitags stellen u. s. w.“)

*) „Thiermuseum“ heißt in der Berliner Volkssprache das zoologische Museum und „wissenschaftlich“ wird, wie bekannt, in Berlin Alles und noch etwas Weniges behandelt.